

Blickpunkt Lateinamerika

www.blickpunkt-lateinamerika.de

AUSGABE 1 • 2018



TEENAGER UNTER WAFFEN

Titel: Jugendliche Guerilleros im Chocó, Kolumbien

EIN KNÖLLCHEN REICHT ZUR ABSCHIEBUNG

Mexiko: Migrantenherberge in Nogales



adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

Liebe Leserinnen und Leser!



Menschenwürdige Lebensbedingungen sind eine Grundvoraussetzung für den sozialen Frieden. In Kolumbien – einem Land, in dem nach jahrzehntelangem Bürgerkrieg am 26. September 2016 endlich der Frieden in einem Vertrag besiegelt worden ist – stellt sich genau dies als besonderer Knackpunkt heraus. Denn in den vernachlässigten Regionen des Landes, wo Armut und Perspektivlosigkeit herrschen, geht die Gewalt unvermindert weiter.

Jugendliche, die keine lebenswerte Zukunft für sich sehen, schließen sich freiwillig der ELN-Guerilla an und lassen sich für den Kampf im Untergrund ausbilden. Unsere Titelgeschichte „Teenager unter Waffen“ (S. 6 – 13) zeigt, wie schwierig es ist, von einem Friedensvertrag zu einem wirklichen Frieden zu gelangen.

Immer wieder hat Blickpunkt Lateinamerika über Schicksale von Migranten aus Mittelamerika berichtet, die vor Gewalt und Armut in die USA flüchten. In dieser Ausgabe lenkt Jana Echterhoff den Blick auf die Rückkehrer (S. 14 – 15), auf Migranten, die in den USA ohne gültige Papiere aufgegriffen und abgeschoben werden. Als freiwillige Helferin einer Herberge an der mexikanischen Grenze hat Echterhoff erlebt, wie die Migrationspolizei Eltern und Kinder auseinanderreißt. Und sie hat mutige Menschen getroffen, die für die Rechte der Migranten eintreten und manchmal auch kleine Wunder bewirken.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

P. Michael Heinz

Pater Michael Heinz SVD
Hauptgeschäftsführer

Nachrichten aus Lateinamerika	4
Titel	
Teenager unter Waffen	6
Kolumbien: Jugendliche Guerilleros im Chocó	
Erfahrungsbericht	
Ein Knöllchen reicht zur Abschiebung	14
Mexiko: Migrantenherberge in Nogales	
Porträt	
„Als Seelsorger muss man die Menschen lieben“	16
Ein deutscher Bischof in Peru	
Kultur	
Zwischen Tanz und Tränen	18
Kolumbien: Karneval in Britalia	
Literatur	
Im Schatten der Entdecker	20
Indigene Begleiter auf Forschungsreisen	
Adveniat aktuell	22



Titel: Tatiana (14), Angehörige des indigenen Volkes der Embera, ist seit einem Jahr bei der ELN.



Rückseite: Zwei Mädchen auf einem Dorfplatz im Chocó. Beide Fotos: Lena Mucha

Impressum

Herausgeber

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Abt. Öffentlichkeitsarbeit
Leiter: Christian Frevel

Redaktion Nicola van Bonn (verantw.)

Mitarbeit an dieser Ausgabe

Jana Echterhoff, David Graaff, Tobias Käufer
Thomas Völkner, Hildegard Willer

Unbenannte Artikel und Fotos Adveniat

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Lektorat Ulrike Anders

Layout und Grafik unikat GmbH, Wuppertal

Druck und Versand Ortmeier Medien

Dieses Heft wurde auf
100 % Recyclingpapier gedruckt.

ClimatePartner
klimateutral

Druck | ID: 53402-1306-1004

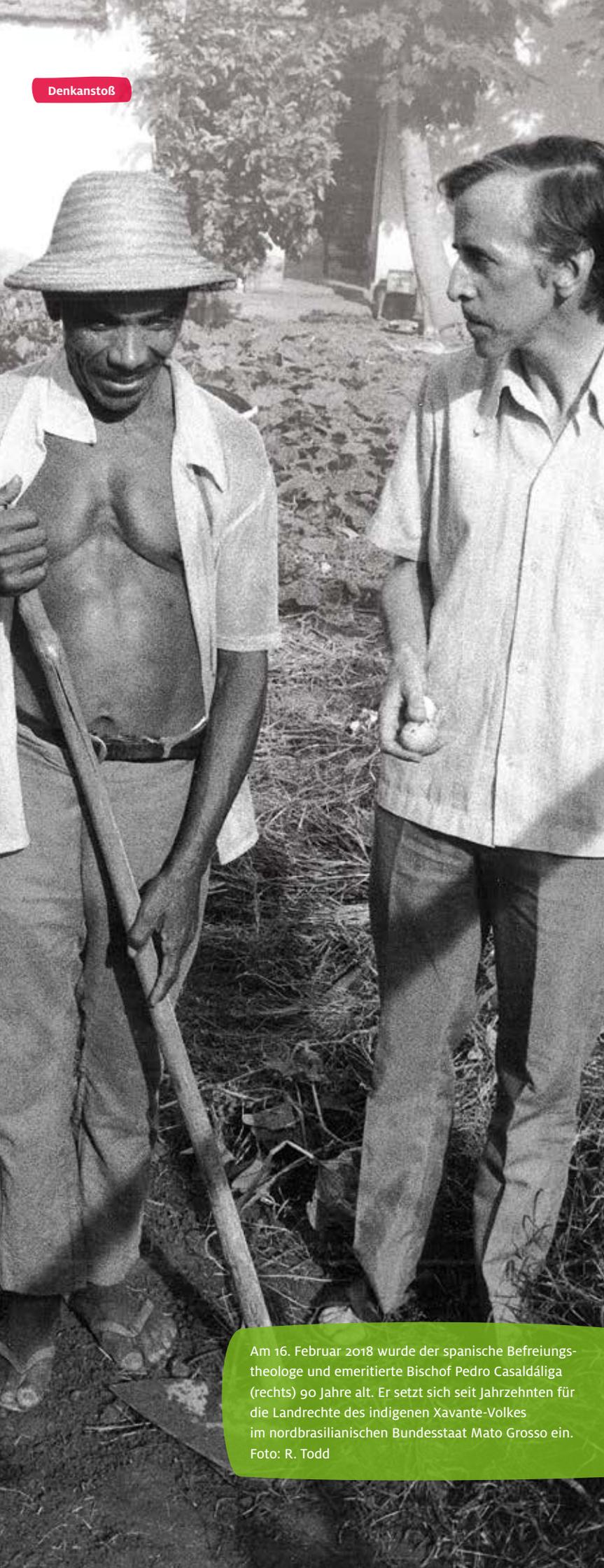
Erscheinungsweise vierteljährlich

ISSN 1433 – 7568

Anschrift der Redaktion

Bischöfliche Aktion Adveniat e. V.
Redaktion Blickpunkt Lateinamerika
Gildehofstraße 2, 45127 Essen
Tel.: 0201 1756-0; Fax: 0201 1756-111
blickpunkt@adveniat.de
www.adveniat.de

Spenden bitte auf unser Konto bei der Bank im
Bistum Essen, IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45
BIC: GENODED1BBE



Am 16. Februar 2018 wurde der spanische Befreiungstheologe und emeritierte Bischof Pedro Casaldáliga (rechts) 90 Jahre alt. Er setzt sich seit Jahrzehnten für die Landrechte des indigenen Xavante-Volkes im nordbrasilianischen Bundesstaat Mato Grosso ein. Foto: R. Todd

Ich glaube an den unmöglichen und doch notwendigen Neuen Menschen!

Ich glaube nicht an die Trennung von Rassen und Klassen. Weil das Bild Gottes im Menschen eines ist.

Ich glaube an keine Unfreiheit. Weil wir alle das Recht und die Pflicht haben, in der Freiheit der Kinder Gottes, mit der Christus uns befreit hat, zu leben.

Ich glaube an keinen Kapitalismus. Weil das wahre menschliche Kapital der Mensch ist. [...]

Ich glaube nicht an den Fortschritt um jeden Preis. Weil der Mensch um den Preis des Blutes Christi erkaufte worden ist.

Ich glaube nicht an die Mechanisierung derer, die zum Computer sagen: „Unser Vater bist du“. Weil nur der lebendige Gott unser Vater ist.

Ich glaube nicht an die konsumierende Konsumgesellschaft. Weil nur die selig sind, die Hunger und Durst nach Gerechtigkeit haben.

Ich glaube nicht an die sogenannte etablierte Ordnung. Weil das Reich Gottes und der Menschen ein Neuer Himmel und eine Neue Erde ist.

Ich glaube nicht an die Himmlische Stadt auf Kosten der Irdischen. Weil die Erde der einzige Weg ist, der uns in den Himmel führen kann.

Ich glaube nicht an die Irdische Stadt auf Kosten der Himmlischen. Weil „wir hier keine bleibende Stadt haben und auf die zugehen, die kommen soll“.

Ich glaube nicht an den „alten“ Menschen. Weil ich an den Neuen Menschen glaube.

Ich glaube an den Neuen Menschen, der der auferstandene Jesus Christus ist, der Erstgeborene aller Neuen Menschen!

Amen, Halleluja!

Aus: „Barfuß über rote Erde. Das Leben des Bischofs Pedro Casaldáliga“ von Francesc Escrivano, ISBN: 3-85013-973-5, erschienen 2003 im Verlag Hermagoras Klagenfurt/Wien, Seite 223.

BRASILIEN

Rios Polizei kapituliert



Oben: Vor einer von der Drogenmafia kontrollierten Favela patrouillieren Militärpolizisten.
Foto: Jürgen Escher

Anfang Februar gaben örtliche Medien bekannt, dass die Polizei von Rio de Janeiro plane, sich aus bis zu 18 der 38 von ihr besetzten Favelas zurückzuziehen. Mit den freiwerdenden Ressourcen sollen die verbleibenden 20 Stützpunkte verstärkt werden. Die 2008 begonnene Befriedung der Favelas ist nach den Olympischen Spielen 2016 in Rio aus Geldmangel nahezu zusammengebrochen. Die Stadt leidet seit Jahren unter einer extrem hohen Kriminalitätsrate.

Polizeichef Wolney Dias bestätigte gegenüber der Presse, dass die Pläne für den Abzug der 18 Einheiten der „Befriedungspolizei“ UPP (Unidade de Polícia Pacificadora) bereits ausgearbeitet seien. Jedoch könne sich die genaue Zahl noch ändern. In Zeiten leerer Kassen seien die teuren Strukturen nicht aufrechtzuerhalten. Damit rückt die Landesregierung erstmals von ihrem Versprechen ab, die Sicherheitskräfte nicht aus den seit 2008 Zug um Zug besetzten Favelas abzuziehen. Mit der Besetzung sollten die mörderischen Drogenbanden aus den Armenvierteln vertrieben werden. Anwohner, die dort mit der Polizei zusammengearbeitet haben, fürchten nun Racheakte zurückkehrender Gangs.

Die Gewalt, der tägliche Begleiter

In der Favela „Cidade de Deus“ wurden allein im Januar 2018 41 Schusswechsel mit drei Toten gezählt. Besonders in Rios Westzone kommt es seit Wochen täglich zu brutaler Gewalt. In den vergangenen Tagen war die wichtige Stadtautobahn Linha Amarela wegen

Schießereien mehrmals gesperrt, Autofahrer flüchteten zu Fuß.

„Die Kriminellen kommen mit Vollgas zurück“, erklärt der Anthropologe Paulo Storani gegenüber dem Onlineportal „Estadao“. Storani bemängelt, dass das UPP-Projekt nicht, wie versprochen, soziale Entwicklungen angestoßen habe. Außer der Polizei habe sich in den Favelas niemand blicken lassen. Und auch die verliere dort nun jeglichen Einfluss. Gerade im Westen der Stadt kämpften derzeit Drogenbanden mit so genannten Milizen, die von korrupten Polizeibeamten angeführt werden, um die Kontrolle über die Favelas.

Rios Finanzlage ist aufgrund einer schweren Wirtschaftskrise seit 2016 kritisch. Darunter leidet auch die Polizei, die eine bessere Bewaffnung fordert. Im Durchschnitt wird in Rio alle zwei Tage ein Polizist ermordet. Nun sollen mit finanzieller Unterstützung der Privatwirtschaft bis zu 100 Polizeiwagen schussicher gemacht werden. Weitere Vorschläge, wie die Polizeiarbeit trotz leerer Staatskassen verbessert werden kann, übergaben Vertreter der Polizei an Gouverneur Fernando Pezão. (kna)

Weitere aktuelle Nachrichten und Hintergrundberichte finden Sie täglich auf unserer Homepage:
→ www.blickpunkt-lateinamerika.de

ARGENTINIEN, BOLIVIEN, PARAGUAY

Überschwemmungen nach heftigen Regenfällen

In den Grenzgebieten zwischen Paraguay, Argentinien und Bolivien sorgte im Januar und Februar starker und langanhaltender Regen für verheerende Überschwemmungen. In Paraguay mussten über 21.000 Menschen ihre Häuser verlassen, wie lokale Medien berichteten. In der Hauptstadt Asunción trat der Río Paraguay über die Ufer und setzte mehrere Stadtteile unter Wasser. Am stärksten betroffen war das Armenviertel Tacumbú, rund 1.800 Familien mussten hier ihre teils provisorischen Hütten verlassen. Im Grenzgebiet zu Bolivien und Argentinien drohten die Deiche des Río Pilcomayo zu brechen. Das Wasser komme mit „sehr viel Druck“, machte sich Alberto Jaime, der Vorsitzende des Nachbarschaftskomitees der argentinischen Ortschaft Pozo Hondo, Sorgen über den Zustand der Deiche am Grenzfluss. Die Behörden kündigten eine Verstärkung der Anlagen an.

In Bolivien wurde Anfang Februar in 14 Gemeinden der Notstand ausgerufen, wie die Tageszeitung „La

Razón“ berichtete. Die Zentralregierung in La Paz kündigte sofortige Unterstützung für die die obdachlos gewordenen Familien an. Auf Bitte der bolivianischen Bischöfe stellte auch das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat eine Soforthilfe in Höhe von 15.000 Euro bereit, um die Betroffenen mit Nahrungsmitteln, Medikamenten, Kleidung und Decken zu versorgen. „Abseits der öffentlichen Aufmerksamkeit hat die Naturkatastrophe in Bolivien bereits 16 Todesopfer gefordert“, berichtet Pater Michael Heinz, Hauptgeschäftsführer von Adveniat. (bb, sun)



URUGUAY

Regierung verbietet Fracking für vier Jahre

Der uruguayische Senat hat im Dezember 2017 einstimmig ein Gesetz verabschiedet, das das Fracking für die kommenden vier Jahre untersagt. Fracking geriet im Sommer 2017 erneut in die Diskussion, als Pläne der nordamerikanischen Firma Schuepbach Energy bekannt wurden, die umstrittene Technik im Norden des Landes einzusetzen. Schon damals warnte die Organisation Uruguay Libre de Megaminería (Uruguay frei von Mega-Bergbau) vor den hohen Risiken durch die bei dem Verfahren eingesetzten Chemikalien. Diese stellen in dem von der Firma ins Auge gefassten Gebiet eine besondere Gefahr dar, da sich dort der „Acuífero Guaraní“ befindet – eines der größten Süßwasserreservoirs der Welt. Vor diesem Hintergrund protestierten Umweltaktivisten aus Uruguay, Paraguay, Argentinien und Brasilien gemeinsam gegen das Fracking.

Der ursprüngliche Gesetzesvorschlag hatte das komplette und zeitlich unbegrenzte Verbot von Fracking vorgesehen. Trotzdem bewerteten die Unterstützer

der Initiative das Gesetz als Erfolg. „Es ist ein Fortschritt und wir haben Zeit gewonnen, um weiter für den Schutz des Süßwasserreservoirs zu kämpfen“, gab Senatorin Carol Aviaga gegenüber der Presse an. Fracking wird weltweit vor allem in der Erdöl- und Erdgasgewinnung in tiefliegenden Gesteinsschichten eingesetzt. Eine Mischung aus Sand, chemischen Zusätzen und Wasser wird unter hohem Druck in die Gesteinsschichten gepresst, um diese aufzubrechen und die Ressource fördern zu können. (aj)



Oben: Die Schlammmassen haben die Brücke über dem Fluss mit sich gerissen. Foto: privat

Fracking-Station in Neuquén, Argentinien. Foto: Christian Frevel



Der Tag im Ausbildungscamp beginnt mit dem Morgenappell. Nach dem Singen der ELN-Hymne hören die jungen Rekruten ihrem Ausbilder zu. Manche müssen einen Holzstock tragen. Es ist die Strafe dafür, ihr Gewehr unbeaufsichtigt gelassen zu haben. Foto: David Graaff

Teenager unter Waffen

JUGENDLICHE GUERILLEROS IM CHOCÓ, KOLUMBIEN

TEXT: DAVID GRAAFF, FOTOS: LENA MUCHA, DAVID GRAAFF

In der Region Chocó an der kolumbianischen Pazifikküste fehlt es an allem, was für ein funktionierendes Sozialgefüge notwendig ist: Gesundheitsversorgung, Verkehrswege für den Warentransport, Bildungsangebote für die Jugendlichen sowie Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Viele Jugendliche sind ohne Ausbildung und Job. Angesichts weit verbreiteter Perspektivlosigkeit hat es die ELN-Guerilla leicht, Mädchen und Jungen für ein Leben als Guerillero zu begeistern.

Wäre Mario* nicht noch einmal umgekehrt, um seinen Hund zu holen, hätten sie ihn nicht erwischt. „Der erste Schuss traf mich hier in den Oberschenkel. Der zweite hat den linken Fuß nur gestreift“, erzählt der Teenager und zeigt auf die Stellen seines Körpers, an denen er verwundet wurde. Dann zieht er erneut ein mit Benzin benetztes Tuch hervor und putzt behutsam über sein halbautomatisches Maschinengewehr, das auf seinem Schoß liegt. „Meinen Hund haben die Soldaten erschossen. Das war hart für mich, denn er war bei mir, seit ich in die Guerilla eingetreten bin“, sagt er, ohne jedoch eine emotionale Regung zu zeigen. Selbst an den Namen seines tierischen Begleiters will er sich nicht erinnern können. Mario war zehn Jahre alt, als er von zu Hause ausriss, weil sein Vater, ein Kokabauer, ihn misshandelte. „Erst wollte mich der Kommandant wegschicken, doch ich habe so lange gebettelt, bis er nachgegeben hat“, erzählt der Vierzehnjährige und verliert dabei kein Wort zu viel. Es scheint, als wolle er auf keinen Fall unsicher wirken. Sanft plätschert das Wasser des Río Tamaná tief im abgelegenen Pazifikdepartment Chocó ans Ufer. Einige Grillen zirpen. Hier, in einer kleinen Siedlung zwei Bootsstunden von der Kleinstadt Nóvita entfernt, hat Marios Einheit, die „Kriegsfront Ernesto Ché Guevara“ der ELN (Ejército de Liberación Nacional, deutsch: Nationale Befreiungsarmee) ihr Lager aufgeschlagen. Die ELN ist nach der Demobilisierung der Farc mit geschätzt 2.500 Kämpfern die größte Guerillabewegung Kolumbiens. Gerade, im Januar 2018, laufen die letzten Tage einer mehrmonatigen Waffenruhe ab, die

Vertreter der Regierung von Präsident Juan Manuel Santos und die ELN anlässlich der Kolumbienreise von Papst Franziskus im September 2017 vereinbart hatten. Es ist die erste Einigung, die beide Seiten seit der Aufnahme der Friedensgespräche im Februar 2017 in der ecuadorianischen Hauptstadt Quito zustande gebracht haben.

„Die wirklichen Gründe für die soziale Ungleichheit in Kolumbien sind nicht behandelt worden.“

Der ELN gingen die Vereinbarungen, die Regierung und Farc 2017 in Havanna getroffen haben, nicht weit genug. „Die wirklichen Gründe für die soziale Ungleichheit in Kolumbien sind nicht behandelt worden“, erklärt ein schlanker, hochgewachsener Mann um die 40 mit Dreitagebart und Gummistiefeln. Dialekt, Ausdrucksweise und Gestik von Comandante Uriel, so nennt er sich, sind die eines gebildeten Städters. Er gehört zur Führung der Westlichen Kriegsfront, die eine der aktivsten Einheiten der ELN ist. „Der Kampf für die nationale Befreiung steht weiter auf der Tagesordnung und wir bereiten uns hier ideologisch, politisch und militärisch auf dessen Fortsetzung vor“, erklärt er, während ihm seine Freundin Lucía sanft über den Unterarm streicht.

Für diesen Kampf der nationalen Befreiung müssen Mario und seine Kameraden – alle im Alter zwischen 13 und 20 Jahren – auch während der Waffenruhe trainieren. Auf einer matschigen Freifläche, die den Bewohnern des Ortes für gewöhnlich als Fußballplatz dient, werden sie von zwei Ausbildern fast täglich für den Guerillakampf gedrillt. Stundenlang üben sie auf Socken oder in Gummistiefeln das lautlose Anpirschen und das Robben im Schlamm, machen Liegestütze und Kniebeugen auf Kommando und fürchten sich vor dem Stock, mit dem einer der Trainer sie zu schlagen droht, wenn ihre Kräfte sie verlassen. Manche von ihnen sind dann den Tränen nah. Danach aber

„Meine Mutter hat wahrscheinlich nicht einmal gemerkt, dass ich gegangen bin.“

lachen die etwa drei Dutzend Teenager wieder, scherzen und necken sich. Dann wirkt das Ausbildungslager der ELN fast wie ein Feriencamp für Jugendliche.

„Man gewöhnt sich daran“, sagt die 16-jährige Daniela*, ein dunkelhäutiges Mädchen mit langen geflochtenen Zöpfen, über das harte Training. „Es ist alles eine Sache der Einstellung. Man muss wissen, wofür man es macht. Für den revolutionären Kampf.“ Auf die Frage, warum sie hier ist, antwortet sie wie viele ihrer Kameradinnen und Kameraden: „Ich liebe es, für mein Volk zu kämpfen.“ Was ihre Eltern zu ihrer Entscheidung gesagt haben, sich der Guerilla anzuschließen? „Meine Mutter hat wahrscheinlich nicht einmal gemerkt, dass ich gegangen bin.“

Wie viele minderjährige Kämpfer die ELN genau in ihren Reihen hat, weiß keiner. Laut einer Studie des Centro Nacional de Memoria Histórica (deutsch: Nationales Zentrum der historischen Erinnerung) haben seit 1960 fast 17.000 Minderjährige als Kämpfer am bewaffneten Konflikt teilgenommen. Zehn Prozent von ihnen bei der ELN. Die Generalstaatsanwaltschaft ermittelt nach eigenen Angaben in 300 Fällen wegen Rekrutierung Minderjähriger gegen die Führungsspitze der ELN. Laut der ELN-Statuten können sich Jugendliche ab einem Alter von 14 Jahren verpflichten, doch scheint man sich nicht immer an die eigenen





Regeln zu halten. Beobachter in der Region sagen, die Zahl der Rekrutierungen von Minderjährigen durch die ELN habe in den vergangenen Monaten deutlich zugenommen. Seit der Demobilisierung der Farc Mitte 2017 ist die ELN in vielen Regionen auf dem Vormarsch. Im Chocó hat sie manche Gegenden besetzt, deren Kontrolle die Farc aufgegeben hat. Dadurch steigt auch die Anzahl neuer Kämpfer.

Auf die Rekrutierungen angesprochen, zitiert der zuständige Kommandeur der Jungtruppe das

Matthäus-Evangelium. „Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt“, sagt der 55-Jährige, der sich Julio nennt. Mit dem Habitus eines freundlichen aber strengen Herbergsvaters grüßt er seine Rekruten, und wenn ihn die Kämpfer um ein paar Pesos für eine Cola oder einen Schokoladenriegel bitten, gibt er gern auch mal einen Schein zu viel. Das Geld stammt mehrheitlich von den Betreibern der vielen Goldminen und den Drogenhändlern in der Gegend, die der ELN monatlich feste Summen entrichten.

Nach Ansicht von Comandante Julio ist es nicht die Guerilla, die aktiv Kinder und Jugendliche rekrutiert, vielmehr seien es die Lebensumstände, die gerade junge Menschen zur ELN treiben. Würden sich diese Umstände, für deren Umwälzung die ELN kämpfe, ändern, gäbe es keine Guerilla und auch keine minderjährigen Kämpfer, argumentiert er. „Du wirst niemanden finden, der gezwungenermaßen hier ist. ‚Nimm mich mit Julito, ich hau’ von zu Hause ab‘, sagen sie zu mir. Warum sagen sie das? Aus purer Not, weil sie hier etwas zu essen bekommen, etwas zum Anziehen und ein Paar Gummistiefel.“ Im Department Chocó, in dem vor allem Afro-Kolumbianer und Indigene leben,

In Gummistiefeln oder auf Strümpfen üben die jungen Rekruten stundenlang das Anpirschen. Foto: David Graaff





Am Ende des harten Trainings löst sich die Stimmung. Foto: David Graaff

haben laut offiziellen Zahlen rund 80 Prozent der Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser, die Rate der Kindersterblichkeit und der Analphabetismus sind deutlich höher als im Rest des Landes. Gerade hier hat sich der vom Drogenhandel, illegalem Bergbau und korrupten Behörden befeuerte Krieg

„Nimm mich mit Julito, ich hau' von zu Hause ab, sagen sie zu mir.“

zwischen Guerillagruppen und Paramilitärs nach der Demobilisierung der Farc noch verschärft. Und dort, wo weiter Gewalt, Armut und Ausgrenzung herrschen, schließen sich Kinder und Jugendliche zuweilen freiwillig einer bewaffneten Gruppe an. Die Vereinten Nationen hingegen unterscheiden ebenso wenig wie das Humanitäre Völkerrecht zwischen freiwilliger oder erzwungener Rekrutierung. „Letztlich liegt die Entscheidung, ein Kind zu rekrutieren, bei erwachsenen Befehlshabern, die sich für diese Taten werden verantworten müssen“, sagt die UN-Sonderbeauftragte für Kinder und bewaffnete Konflikte, die Argentinierin

Virginia Gamba. Kinder unter 15 Jahren in bewaffneten Konflikten einzusetzen, ist ein Kriegsverbrechen. In einem 2016 verabschiedeten Zusatzprotokoll der UN-Kinderrechtskonvention wurde das Mindestalter mittlerweile auf 18 Jahre angehoben.

Den Preis, den die Jugendlichen selbst, aber auch ihre Familien und die Gesellschaft insgesamt für die Eingliederung in die Guerillatruppe zahlen, ist hoch. Die Schulbildung der Kinder bleibt auf der Strecke. Gerade den afro-kolumbianischen und indigenen Gemeinden, die in den abgelegenen Regionen auf ein funktionierendes Gemeinwesen angewiesen sind, geht der Nachwuchs verloren, auf dem nicht selten die Hoffnungen auf eine Verbesserung der prekären Lebensumstände ruhen. Die Rekrutierten wiederum begeben sich in der Ersatzfamilie in ein gefährliches Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Vorgesetzten. Besonders Mädchen und junge Frauen laufen Gefahr, Opfer sexueller Gewalt zu werden. „Die Guerilla ist wie meine Familie“, sagt Mario.

Und auch die Menschen in dem kleinen Weiler stört es kaum, dass sie in diesen Tagen Tür an Tür mit den Rebellen leben und ihre Kinder zwischen Maschi-

nengewehren herumtollen. Im Gegenteil. „Wir sind froh, dass die Elenos hier sind“, sagt Doña Piedad*, die einen der Krämerläden im Dorf führt. Fröhlich erzählt sie, dass sie nun abends wieder vor dem Haus sitzen könne, um die Sterne zu beobachten. Hinter der kleinen Frau mit dem breiten Lächeln, die ihre Hände auf den Holztresen ihres Ladens stützt, entfaltet sich ein Meer aus bunten Waren. Unterhalb der Regale mit Chipstüten, Keksen und Schmerztabletten stehen Telefone, mit denen die Dorfbewohner in die nächste Stadt telefonieren können. Eine befahrbare Straße dorthin gibt es ebenso wenig wie durchgehend Strom. Eine oft lebensgefährliche Flussfahrt oder mehrere Stunden Fußweg trennen die Menschen von der Außenwelt. Mit der Goldwäsche, dem Kokaanbau und ein wenig Landwirtschaft halten sie sich über Wasser. „Die Regierung schaut nicht bis in diese abgelegenen Ecken des Chocó“, klagt Piedad. Nachdem die Farc abgezogen sei, hätten die Unsicherheit und die Überfälle begonnen. „Erst vor zwei Wochen haben Kriminelle einen Händler erschlagen, um ihm sein Geld zu rauben“, sagt sie und lächelt trotzdem weiter.

Mit ihrer Funktion als lokale Ordnungsmacht haben die Guerillagruppen in Kolumbien schon immer

punkten können. In den Tiefen des kolumbianischen Dschungels, in denen es kaum staatliche Strukturen gibt, und wo sich so gut wie nie ein Behördenmitarbeiter oder ein Polizist blicken lässt, geben die Bewaffneten vor, für Recht und Ordnung zu sorgen und sichern sich damit die Sympathie der Bevölkerung. Über den mutmaßlichen Raubmörder, der Doña Piedad's Nachbar tötete, sagt Comandante Julio nicht ohne Stolz: „Den haben wir hingerichtet.“

„Die Entscheidung, ein Kind zu rekrutieren, liegt bei Erwachsenen, die sich dafür verantworten müssen.“

Auch Mario, der Junge am Fluss, findet die Guerilla nach wie vor toll – trotz seines getöteten Hundes und der Schussverletzung. Er will lieber in ihrer Hierarchie aufsteigen, als zur Schule zu gehen. Dank all seiner Erfahrungen, sei er nun ein ganzer Mann, sagt er, steht auf und schultert sein blitzblankes Gewehr. Wie er seine Zukunft sehe? „Für die Guerilla kämpfen, bis ich sterbe.“

*Namen geändert

Junge Kämpfer üben das Schießen. Viele der Teenager sind erst seit kurzem bei der ELN und wissen kaum mit der Waffe umzugehen. Foto: Lena Mucha



„Ethische Grundsätze bleiben auf der Strecke“

Die Missionarin Ursula Holzapfel und der Pfarrer Ulrich Kollwitz arbeiten seit vielen Jahren gemeinsam in der Menschenrechtskommission „Vida, Justicia y Paz – Leben, Gerechtigkeit und Frieden“ in Quibdó, der Hauptstadt des Departamento del Chocó im Nordwesten Kolumbiens. David Graaff hat mit ihnen über die Menschenrechtslage in der Region und die Rolle der ELN gesprochen.

Wie hat sich die Lage im Chocó seit dem Friedensschluss zwischen Regierung und Farc entwickelt?

Ursula Holzapfel (UH): Die Situation ist unübersichtlicher geworden und die Leute haben mehr Angst als früher. Man kann nicht mehr sagen, welche Gebiete nun in der Hand von Paramilitärs oder der Guerilla sind. Früher haben die Bauernorganisationen die Täter benannt, nun aber

UH: Die Guerilla weiß, dass die jungen Leute keine Perspektive haben und schafft entsprechende Angebote. Das funktioniert vor allem über Affekte. Die Kinder und Jugendlichen werden manchmal sogar regelrecht „verführt“, die Guerilla schickt absichtlich die hübschen Jungen und Mädchen in die Dörfer.

UK: Ich finde, da läuft die Argumentation der Guerilla, die Kinder würden sich ih-

Unten: Die beiden Menschenrechtsarbeiter Ursula Holzapfel und Padre Uli Kollwitz im Boot auf dem Rio Quito.

Links: Ursula Holzapfel zu Besuch im Flüchtlingsviertel Villa España. Fotos: Jürgen Escher



In ihren frühen Jahren wurde die ELN auch durch katholische Geistliche in ihren Reihen geprägt. Inwiefern fühlen Sie sich als sozial engagierte Christen den politischen Zielen der ELN verbunden?

UH: Es hat Zeiten gegeben, in denen wir gesagt haben: Die Guerilla will eine Verbesserung der Gesellschaft, die wollen wir auch. Womit wir allerdings nie einverstanden waren, ist die Methode des bewaffneten Kampfes. Die ethischen Grundsätze bleiben dabei auf der Strecke.

UK: In einem bewaffneten Konflikt wie dem in Kolumbien, der sich über Jahrzehnte hinzieht und dessen Methoden mit der Zeit immer brutaler werden, steht jede mit hohen ethischen Kriterien angetretene Guerilla vor einem Dilemma: Wenn sie die ethischen Kriterien aufrechterhalten will, geht sie militärisch unter; will sie sich militärisch behaupten, dann gehen die ethischen Kriterien verloren.



schweigen sie, weil niemand weiß, was nachher kommt.

Ulrich Kollwitz (UK): Wir haben gehört, dass die ELN in vielen Gebieten auf dem Vormarsch ist, die die Farc-Rebellen nach dem Friedensschluss geräumt haben, und nun beim Goldabbau abkassiert. Der Staat hat es bislang nicht geschafft, die militärische Kontrolle der ehemaligen Farc-Gebiete zu übernehmen.

Anscheinend scheut die ELN nicht davor zurück, Minderjährige zu rekrutieren ...

nen freiwillig anschließen, ins Leere. Die Rekrutierung von Minderjährigen in den Gemeinden, die sich teilweise gegen den Willen der Eltern abspielt, lässt sich durch nichts rechtfertigen.

Die Atmosphäre in dem Guerillacamp, das wir besucht haben, erinnert an ein Ferienlager...

UH: Wie ein Ferienlager ist es aber nur so lange, bis es ernst wird und die Kugeln fliegen. Dann erst merken die Kinder und Jugendlichen, worauf sie sich eingelassen haben.

Projekte, die den Frieden fördern

Schon vor dem Friedensschluss mit der Farc-Guerilla war die soziale und wirtschaftliche Situation in der Region Chocó dramatisch. Erschwerend kommt hinzu, dass die Farc nach ihrem Abzug ein Machtvakuum hinterlässt, in das kriminelle Banden, aber auch die kleinere Guerilla-Organisation ELN vorstoßen.

Wo vorher, wenn auch mit brutalen Methoden, die Farc für Ordnung sorgte, droht nun die Gewalt zwischen rivalisierenden Banden um die besten Schmuggelrouten im Drogenhandel und die Vorherrschaft im lukrativen Koka-Anbau immer weiter zu eskalieren. Die Bevölkerung, die nach dem Friedensschluss bislang vergeblich auf Verbesserungen der sozialen Infrastruktur wartet, gerät zwischen die Fronten und wird Opfer gewaltsamer Vertreibungen.

In dieser Situation steht die Kirche an der Seite der Opfer und fördert mit zahlreichen Initiativen Frieden und Versöhnung in der Region. In der Provinzhauptstadt Quibdó unterhalten die Claretiner das Jugendzentrum Mamá-Ú, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, den dort hauptsächlich lebenden afro-kolumbianischen Jugendlichen Perspektiven für ein Leben ohne Kriminalität und Drogen aufzuzeigen. In den Armenvierteln von Quibdó sind gerade

Kinder und Jugendliche leichte Beute für kriminelle Banden, die sie für ihre Zwecke missbrauchen. Ihnen bietet das Jugendzentrum einen geschützten Raum. Musik-, Tanz- und Kulturprojekte vermitteln den Jugendlichen Selbstbewusstsein. Sie entdecken ihre Fähigkeiten und erfahren Wertschätzung. Adveniat fördert diese Arbeit aktuell mit 30.000 Euro.

Einen weiteren Schwerpunkt von Adveniat bildet die Arbeit mit Vertriebenen. Zum einen fördert das Lateinamerika Hilfswerk die psychosoziale Begleitung der Flüchtlinge, die oft schreckliche Traumata zu bewältigen haben. Aber auch Rechtsberatung und Bildungsarbeit gehören zum Projekt, das aktuell mit 9.500 Euro unterstützt wird. Weiterhin fördert Adveniat die Arbeit der Versöhnungskommission der kolumbianischen Bischofskonferenz. Diese hat sowohl die Friedensverhandlungen mit der Farc-Guerilla von kirchlicher Seite begleitet als auch

die zurzeit immer wieder stockenden Verhandlungen mit der ELN. Ihr primäres Anliegen ist es, den Opfern eine Stimme zu geben und ihre Perspektive in den Prozess miteinzubringen, damit am Ende ein Friedensschluss entsteht, der echte Versöhnung innerhalb der Gesellschaft möglich macht.

Wenn auch Sie die Friedensarbeit der Kirche in Kolumbien unterstützen wollen, füllen Sie bitte die Einzugs ermächtigung auf der letzten Heftseite aus (Stichwort: Frieden und Menschenrechte) oder überweisen Sie Ihre Spende direkt auf das Konto der Bischöflichen Aktion Adveniat bei der Bank im Bistum Essen: IBAN DE03 3606 0295 0000 0173 45, BIC GENODED1BBE.

¡Muchas gracias!



Jugendarbeit in Quibdó, Kolumbien: die Rapper der Gruppe „Alianza Urbana“. Foto: Jürgen Escher

Ein Knöllchen reicht zur Abschiebung

EINE MIGRANTENHERBERGE IN DER NORDMEXIKANISCHEN GRENZSTADT NOGALES

TEXT UND FOTOS: JANA ECHTERHOFF

Nicht erst seit Donald Trump Präsident ist, schiebt die US-Regierung jedes Jahr Tausende von „illegalen“ Einwanderern aus Lateinamerika ab. „Illegal“ heißt, ohne gültige Papiere und ohne offizielle Aufenthaltserlaubnis. Im Jahr 2016 wurden mehr als 340.000 Menschen zur Ausreise gezwungen, 100.000 verließen offiziell „freiwillig“ das Land. Getrennt von ihrer Familie, ohne Geld und Arbeit und mit zerstörten Träumen stranden diese Menschen zu Tausenden in den mexikanischen Grenzstädten.



In Nogales ist die Grenzmauer allgegenwärtig. Auf erdrückende Art und Weise prägt sie das Stadtbild.

Nogales im mexikanischen Bundesstaat Sonora ist einer dieser Orte. Im Norden geht die Stadt in den gleichnamigen Ort im US-Bundesstaat Arizona über. Hierhin schieben die USA vor allem Einwanderer aus Arizona, Nevada und Kalifornien ab. In der Stadt selbst gibt es jedoch kaum Hilfen für Migranten. Vor zehn Jahren, 2008, gründete sich deshalb die von Adveniat unterstützte binationale „Iniciativa Kino para la Frontera“ – benannt nach dem Missionar Eusebio Kino. Das Kooperationsprojekt der Jesuiten und der Ordensfrauen von der Kongregation der „Misioneras de la Eucaristía“ bietet den Migranten neben Unterkunft, warmen Mahlzeiten und Kleidung auch medizinische Versorgung, Bildung sowie rechtliche Unterstützung an. Und das Wichtigste: Hier erfahren die Abgeschobenen, dass sie kein Niemand sind, sondern als Menschen eine unveräußerliche Würde besitzen.

„Du gehst nach Mexiko? Wow, ist das nicht total gefährlich?“ – Bevor ich für drei Monate nach Nogales ging, habe ich diesen Einwand nur allzu häufig gehört. Genauso wie: „Drei Monate Sommer, cool!“ – Tatsächlich habe ich noch nie so viel Sonne am Stück erlebt, und ungefährlich war es in Nogales auch nicht.

EIN BESSERES LEBEN OHNE GEWALT

Nun aber von vorn: Mein Hauptinteresse lag darin, zu untersuchen, wie eine solche Nichtregierungsorganisation arbeitet. In der Praxis bedeutete dies, bei sämtlichen alltäglichen Aufgaben in der Herberge, etwa bei der Essensausgabe im „Comedor“, zu helfen, aber auch Interviews für meine Masterarbeit zu führen. Sowohl aus den USA abgeschobene Migranten als auch Menschen aus Mexiko und Mittelamerika, die sich auf

dem Weg in die USA befinden, suchen in der Herberge der „Iniciativa Kino para la Frontera“ Zuflucht. Zwei Welten prallen hier hart aufeinander: Die einen haben all ihre Kräfte in die beschwerliche Reise Richtung US-amerikanischer Grenze gesetzt. Sie hoffen auf ein besseres Leben ohne Gewalt und Armut. Die anderen sind nach ihrer Abschiebung vollkommen desillusioniert, oft ohne Aussicht, ihre Familien, die zum Teil in den USA verbleiben, wiederzusehen. Für beide gilt jedoch, dass sie in der Herberge Küche, Esszimmer, Kleiderschrank, Warenhaus, Arztpraxis und Seelsorge finden – die „Iniciativa Kino para la Frontera“ vereint alles.

Es gibt zwei Mahlzeiten am Tag. Vor oder nach dem Essen informiert die Projektverantwortliche Schwester Engracia die Migranten über ihre Rechte und sensibilisiert sie für das Unrecht, das ihnen widerfahren ist. In diesem Zusammenhang dokumentieren die Mitarbeiter der Herberge auch Fälle von Menschenrechtsverletzungen, um damit Druck gegenüber den Behörden ausüben zu können. Oft leitet Schwester Engracia das Gespräch mit der Frage ein: „Was fehlt euch gerade, um glücklich zu sein?“ Die meisten vermissen vor allem ihre Familien. Die abgeschobenen Migranten werden häufig gewaltsam von ihren Kindern und Partnern getrennt, die anderen mussten Partner, Kinder oder Eltern zurücklassen.

Einige der Schicksale, die ich hier gehört und erlebt habe, lassen mich bis heute nicht los. Da ist beispielsweise die Geschichte von Marta: Die 42-jährige Mexi-

gelogen und behauptet, ich hätte dort noch gar nicht so lange gestanden“, erzählte mir die Mexikanerin. Ihr illegaler Status, das Knöllchen und die Notlüge führten dazu, dass Marta vier Monate in US-Abschiebehaft saß. Vergangenes Jahr wurde sie nach Nogales abgeschoben. Die US-Behörden hatten ihr zudem die Auskunft über den Aufenthaltsort ihrer Kinder – acht und zwölf Jahre alt – verweigert. Nach zehn Tagen verzweifelten Suchens stand sie wieder in Nogales – mit ihren Jungs im Arm. Marta konnte mithilfe der „Iniciativa Kino para la Frontera“ die beiden Kinder nach Mexiko nachholen. „Danke“, sagte sie nur und drückte mich. Und ich stand da, mit Tränen in den Augen.

VERLORENE WÜRDE

Geschichten wie die von Marta haben mir gezeigt, dass es nicht nur darum geht, den Menschen praktisch zu helfen, sondern auch und vor allem darum, ihnen ihre Würde zurückzugeben. Das können kleine Gesten der Zuwendung sein, wie Zuhören und Trösten. Manchmal sind es auch die ersten neuen Kleider nach Monaten, vor allem für Migranten, die direkt aus der Abschiebehaft kommen. In ihrer Gefängniskleidung sind sie für die Drogenmafia sofort zu erkennen und eine leichte Beute. Die Kriminellen nutzen die hilf- und hoffnungslose Situation der Abgeschobenen aus, um sie als Schmuggler zu rekrutieren.

LEICHTE BEUTE FÜR DIE MAFIA

Nogales ist als Grenzstadt zu den USA seit jeher ein Standort der Mafia. In bestimmte Stadtteile geht man hier besser mindestens zu zweit. Trotz der Sicherheitsmaßnahmen habe ich mich nicht überall wohl gefühlt. Vor allem die Überquerung der US-Grenze war jedes Mal eine Überwindung. „Was willst du Deutsche hier? Woher kennst du diese Leute?“ ranzten uns die US-Grenzbeamten an. Wie müssen sich da erst illegale Einwanderer fühlen? Für manche US-Amerikaner sind sie Menschen zweiter Klasse.

Die zutiefst menschliche und liebevolle Fürsorge der Ordensfrauen, Jesuiten und Freiwilligen gab den Schutzsuchenden in ihrer verzweifelten Lage das Gefühl, als Personen mit all ihren Sorgen geschätzt und geachtet zu werden. Diese Erfahrung hat bewirkt, dass aus meiner „Feldarbeit“ im Rahmen meines Masterstudiums ein bewegendes Erlebnis wurde, das mir gezeigt hat, was Solidarität und Mitmenschlichkeit wirklich bedeuten.

Jana Echterhoff (links) im Gespräch mit einer mexikanischen Migrantin.



kanerin hat fast 17 Jahre mit ihrem Lebensgefährten und ihren zwei Kindern in den USA gelebt. Nach einer Fehlgeburt war sie im Krankenhaus. „Als mich die Ärzte nach drei Tagen entließen, hatte ich ein Knöllchen am Auto. Ich hätte mich ausweisen müssen, habe aber gar keine Dokumente. Aus Angst, dass mein illegaler Aufenthaltsstatus herauskommt, habe ich

„Als Seelsorger muss man die Menschen lieben“

EIN DEUTSCHER BISCHOF IN PERU

TEXT UND FOTOS: HILDEGARD WILLER

Kahl und trocken sind die Hügel, auf die Bischof Norbert Strotmann mit der Hand zeigt. Eine Wüste am Rande der peruanischen Hauptstadt, das ist seine Diözese. Und doch wurde die jüngste Katastrophe hier nicht durch zu wenig, sondern durch zuviel Wasser ausgelöst. Vor gut einem Jahr, im Februar 2017, hörte es in den nahen Anden nicht auf zu regnen, Rinnsale wurden zu Sturzbächen und durch die sonst trockenen Flussbetten donnerten Schlammlawinen. 894 Familien im Bistum Chosica, im Osten der Millionenstadt Lima, verloren in den Fluten ihre Häuser. Seit Monaten leben sie nun in Zelten, versorgt vom Staat und von der diözesanen Caritas.

Bischof Norbert Strotmann besucht den Stadtteil Carapongo, wo es die Menschen besonders stark getroffen hat. Vor dem Lastwagen mit gespendeten Haushaltsutensilien bildet sich schnell eine Schlange; die Caritas-Mitarbeiterinnen haben Listen der betroffenen Familien und kontrollieren, damit nur wirklich Bedürftige etwas bekommen.

DIE NÄHE ZU DEN MENSCHEN

Bischof Strotmann widmet sich derweil den Kindern, die spielen, während ihre Eltern anstehen. Ein wenig furchtsam starren sie den großen, schwarz gekleideten Mann mit der Pfeife im Mund an, der ihr Großvater sein könnte. Doch das Eis ist schnell gebrochen, und ein paar Mädchen lassen sich auf ein Gespräch ein.

Die Nähe zu den Menschen ist dem gebürtigen Westfalen das Wichtigste überhaupt. „Wer als Seelsorger tätig ist, muss die Menschen lieben“, sagt er. Deswegen ist er Priester geworden, und deswegen hat der heute 71-Jährige seit 46 Jahren in Peru seine zweite Heimat gefunden.

Dabei hatte der junge Norbert Strotmann zuerst andere Pläne. Die Theologie hatte es ihm angetan. Das eineinhalbjährige Praktikum als Diakon in den abgelegenen Andengemeinden von Puquio, wo seine Mitbrüder von den Herz-Jesu-Missionaren tätig waren, sollte eine Zwischenstation werden, bevor der Priester, Theologe und Soziologe seine Universitätskarriere in Deutschland weiterverfolgte. Doch die Liebe zu den Menschen war stärker als die zu den Büchern. Norbert Strotmann entschied sich für ein Leben als Dorfpfarrer in den Anden. Die Theologiebücher wanderten in die Satteltasche des Pferdes, mit dem er über die Dörfer zog. „Es war das Gegenteil von dem, worauf ich an der Uni hingearbeitet hatte, aber ich war neugierig und versuchte zu verstehen, was die Menschen bewegte.“ Eine Begegnung ist ihm besonders in Erinnerung geblieben: „Die Beerdigung einer indigenen Familie: Die Familie war gestorben, weil ihr Korn mit Pestiziden vergiftet war. Die Stimmung war bedrückend. Auf einmal hörte ich einen der Ministranten, einen Jungen aus dem Dorf, sagen: ‚Der Pfarrer da ist anders als die anderen, der wird auch hier sterben.‘“

BISCHOF IM ARMENVIERTEL

Nach wenigen Jahren im Hochland holte ihn seine Ordensgemeinschaft für die Priesterausbildung nach Lima, und Norbert Strotmann wurde doch noch Professor – an der Theologischen Fakultät in Lima. 1996 war die Erzdiözese Lima mit der stetig wachsenden Hauptstadt so groß geworden, dass man sie in vier Diözesen aufteilte. Norbert Strotmann wurde zum Bischof der neugegründeten Diözese Chosica ernannt. Chosica umfasst den Westteil der Stadt, wo vor allem indigene Familien aus dem Andenhochland, die während des Bürgerkriegs hierher geflohen sind, ihre ärmlichen Hütten gebaut haben. Etwa zwei Millionen Einwohner zählt das Bistum.



Begegnung am Fluss: In der Diözese Chosica trifft Bischof Norbert Strotmann eine alte Indígena-Frau.

In den letzten zehn Jahren hat Peru einen enormen Wirtschaftsaufschwung erlebt. Auch in den Armenvierteln sei einiges besser geworden, sagt Bischof Strotmann. Aber im Großen und Ganzen habe sich die Lebensqualität in seiner Diözese kaum verbessert: „Die Menschen leben auf engem Raum, eingezwängt zwischen Sand und Beton.“ Norbert Strotmann hinterfragt das herrschende Wirtschaftsmodell, das auf ein einseitiges Wachstum setzt, von dem vor allem die Konzerne profitieren. „Wenn ich Migranten aus den Anden frage, ob sie es nicht bereuen, ihre Berglandschaft, den weiten Blick vor der Haustür und die frische Luft gegen den Dreck und den Beton eingetauscht zu haben, dann stoße ich meist auf bedrücktes Schweigen.“

MENSCHEN STATT GEBÄUDE

Damit die Kirche trotz der Größe der Diözese nah bei den Menschen ist, fördert Strotmann das Engagement von Ehrenamtlichen. „15.000 bis 20.000 Gläubige kommen auf einen Priester, da geht es gar nicht anders, als auf Laien zu setzen.“ Zumal auch in Peru immer weniger junge Männer Priester werden wollen. Ziel ist es, zehn Prozent der getauften Katholiken zum Engagement in der Gemeinde zu bewegen, um Kirche erfahrbar zu machen. „Wir investieren in Beziehungen, nicht in Gebäude“, sagt der Bischof von Chosica.

Auch mit 71 Jahren ist Norbert Strotmann noch voll im „Geschäft“. Seit einiger Zeit hat er zusätzlich das Amt des Sekretärs der peruanischen Bischofskonferenz übernommen. Jeden Morgen um 3.40 Uhr klingelt der Wecker; wenn Termine bei der Bischofskonferenz in Lima anstehen, fährt er um 5 Uhr los, um nicht in den Stau zu geraten. An den wenigen freien Abenden nimmt sich Strotmann einen theologischen Schmöcker vor, als Hobby sozusagen. Dennoch

wirkt er alles andere als gestresst. Nach 20 Jahren an der Spitze seiner Diözese weiß er, wie der „Laden“ läuft: „Und was gut läuft, soll auch weiterlaufen.“

Der Rundgang durch das im vergangenen Jahr von den Überschwemmungen betroffene Gebiet endet am Flusslauf. Das Wasser ist auf seinen Normalstand gesunken. Nur an einem völlig zerstörten mehrstöckigen Haus kann man erahnen, welche Wucht das Flusswasser noch vor einem Jahr hier hatte. Die Bewohner haben eine Notunterkunft zusammengezimmert. Plötzlich taucht eine alte Frau mit zerfurchtem Gesicht, Hut und Stock auf. Norbert Strotmann geht auf sie zu, spricht ein paar Worte in Quechua, der Sprache der Hochland-Indigenen mit ihr. Die Frau antwortet erfreut mit einem Wortschwall in ihrer Sprache. Auch wenn Norbert Strotmann nicht alles versteht, was die alte Frau erzählt, ist da ein Einverständnis zu spüren zwischen dem Bischof aus Deutschland und der alten Frau, die weder Lesen noch Schreiben gelernt hat. Wegen dieser Menschen ist Norbert Strotmann einst nach Peru gekommen. Wegen dieser Menschen ist er immer noch hier.

Zwischen Tanz und Tränen

KARNEVAL IN BRITALIA, ARMENVIERTEL VON BOGOTÁ

TEXT UND FOTOS: TOBIAS KÄUFER

Es wird geschminkt, getrommelt und mit dem Handy gefilmt: Wie ein Haufen junger Rennpferde stehen am Sonntagmorgen die Teilnehmer des „Carnaval popular“ in den Startlöchern. Ein Jahr lang haben sie im Viertel Britalia im Süden der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá auf diesen Tag hingearbeitet, nun soll es endlich losgehen.

„Jedes Jahr werden 600.000 Gründe geboren, um in Frieden zu leben“, steht auf den Plakaten.

„Kein Regen, ein Glück“, ruft die 19-jährige Paula Amzo beim Blick in den grauen Himmel erleichtert aus. Schlechte Nachrichten gab es zuvor schon genug. Denn die Kassen der Gemeinde sind leer, nur mit Mühe konnten Paula und ihre Mitinitiatorin, die Ordensschwester María Helena Cespedes Siabato (62), die Mittel aufbringen, um den „Karneval des Volkes“ zu retten. Jetzt aber kann John Fredy Boada Poveda (38), Tanzleiter des Projekts, mit einer gewaltigen Fahne vorneweg marschieren. Der Umzug setzt sich in Bewegung.

Die Farbe des Tages ist Gelb: So sehen die Schilder aus, mit denen die meisten Nachbarn und Gemeindeglieder durch die Straßen laufen wollen. „600.000 Gründe für den Frieden“ steht auf einigen zu lesen. Auf anderen ist erklärt, was es mit dieser Zahl auf sich hat: „Jedes Jahr werden 600.000 Gründe geboren, um in Frieden zu leben.“ Wie die Menschen in ganz Kolumbien bewerten auch die Einwohner von Britalia das Friedensabkommen mit der Guerillaorganisation Farc sehr unterschiedlich: Einige lehnen den ausgehandelten Vertrag ab, weil sie fürchten, dass die Rebellenbosse trotz der Gewalt straflos davonkommen könnten. Andere kämpfen für das Friedensabkommen wie Paula und Schwester María: „Weil es uns als Volk eine Chance auf einen neuen Anfang gibt.“ Also ziehen sie durch die Straßen des einkommensschwachen Viertels und rufen den Menschen zu: „Paz, Paz, Paz – Frieden, Frieden, Frieden“. Einige klatschen, andere drehen sich weg.



Doch der Frieden ist nicht das einzige Anliegen der beiden ungleichen Frauen. „Die meisten hier erhalten nur den Mindestlohn“, sagt María. Umgerechnet sind das rund 220 Euro im Monat. Entsprechend wird hier um jeden Peso gekämpft. Alles ist „auf Kante genäht“. Die schwachen Verdienstmöglichkeiten lassen manche in die Kriminalität abgleiten. Opfer sind vor allem junge Frauen, die oft unter massiver Gewaltandrohung oder -anwendung zur Prostitution gezwungen werden. Gewalt gegen Frauen ist deswegen auch ein Thema beim Karnevalsanzug. Eine Gruppe von Frauen hat sich als Hexen verkleidet und springt wild umher: „Kein weiteres Opfer mehr, keine Gewalt“, rufen sie beim Umzug durch die Straßen. „Ni una menos“ („Nicht eine [Frau] weniger“) heißt die feministische Bewegung, die seit einigen Jahren in Lateinamerika auf Gewalt gegen Frauen aufmerksam macht. „Dort hinten wurde ein Mädchen vergewaltigt. Niemand hat ihr geholfen. Abends auf dem Sportplatz“, berichtet Schwester María. Sie kümmert sich um diese Schicksale. Betroffene Frauen können bei ihr Schutz suchen, wo genau verrät sie nicht. „Sonst stehen am nächsten Tag die Männer vor der Tür und wollen die Frauen abholen.“



Bunt statt grau. Die Teilnehmer des „Carnaval popular“ lassen sich vom tristen Alltag nicht unterkriegen.



Ein paar der Frauen, die beim Umzug dabei sind, haben selbst Gewalt erfahren. Und so mischen sich in den eigentlich fröhlichen Hexentanz auch ein paar Tränen. Die Erinnerung an das Erlebte ist in diesem Moment stärker, als die Freude des Karnevals.

Fast zwei Stunden marschieren die fast 1.000 Menschen durch das Viertel, sie überqueren die unsichtbaren Grenzen der Jugendbanden, die feste Reviere für sich reklamieren. „Vor ein paar Monaten starben hier vier Jugendliche bei einer Meisterfeier der Fußballmannschaft. Sie waren in eine Gruppe rivalisierender Fans geraten“, erinnert sich María. Trotz Armut und alltäglicher Gewalt wird heute in Britalia ausgelassen gefeiert. An diesem einen Tag haben die Freude, der

Karneval, die Musik und der Tanz die Straßen fest im Griff. Vielleicht auch deswegen bleiben alle bis zuletzt. María hat in einen Gemeindesaal geladen. Hier setzt sich das Programm fort. Als sie eine Gedenkminute für alle Toten einlegt, kommen die Tränen zurück. Es sind auch Gewaltopfer zu beklagen. Dann aber wird es wieder fröhlich. Ein kleines kulturelles Feuerwerk von Tanz, Satire und Musik. Und von Momenten des Schweigens: Als eine Theatergruppe junger Schauspielerinnen still das Verschwinden von Frauen und Mädchen nachspielt, weiß jeder im vollbesetzten Saal, was gemeint ist. Das Stück endet hoffnungsvoll, weil es einer Frau gelingt, sich aus der Prostitution zu befreien. Der Karneval von Britalia kann auch ein Stück Mut machen.

Im Schatten der Entdecker

INDIGENE BEGLEITER AUF EUROPÄISCHEN EROBERUNGS- UND FORSCHUNGSREISEN

TEXT: THOMAS VÖLKNER

Es war der Bauer und Wirt Melchor Arteaga aus dem peruanischen Dorf Mandor Pampa, der seinem durchreisenden Gast aus den USA von den Ruinen einer alten Siedlung – oben, auf dem alten Berggipfel, oder wie Arteaga es auf Quechua sagte: „Machu Picchu“ – erzählte. Am darauffolgenden Tag erklimmen die beiden Männer gemeinsam mit einem Dolmetscher den Andengipfel auf einer weithin bekannten Route und trafen dabei immer wieder auf Einheimische, denen die Ruinen ebenfalls ein Begriff waren und für die es nichts Außergewöhnliches war, dorthin zu gehen. Für den US-amerikanischen Historiker Hiram Bingham hingegen war es die erste Begegnung mit der heute weltberühmten Inkastadt, die er letztlich auf die Weltkarte brachte. Bingham's Name wird bis heute in einem Atemzug mit der (Wieder-)Entdeckung von Machu Picchu genannt; der Name Melchor Arteaga fällt dagegen nur selten.

Wer sich für die Eroberung und Erforschung der beiden Amerikas sowie von Afrika, Asien und Ozeanien interessiert, stößt auf Geschichten über Männer und Frauen aus dem globalen Norden und ihre mehr oder weniger heldenhaften Taten. Von ihren einheimischen Begleitern – den Guides, die das Terrain in- und auswendig kannten, den Dolmetschern, die nicht nur die Sprachen der Forschungsreisenden erworben hatten, sondern mitunter auch die alten Sprachen kannten, den Lastenträgern, die alles von Waffen bis zu wissenschaftlichen Instrumenten schleppten – hört man selten. Meistens existieren noch nicht einmal gesicherte biografische Angaben. Dabei waren sie es, die den Ruhm, in dem sich die europäischen Reisenden sonnten, überhaupt erst möglich machten.

Der in Hamburg lebende Politikwissenschaftler Volker Matthies hat diese Verzerrung in der Wahrnehmung früh erkannt und sammelt seit Jahrzehnten die weit verstreuten Zeugnisse von Reisebegleitern wie Arteaga. Seine Erkenntnisse liegen jetzt in Buchform vor. „Im Schatten der Entdecker“ enthält eine gut lesbare Einführung in das Thema sowie eine Reihe von Biografien, aus denen erstaunliche Lebenswege sichtbar werden. Der Autor durchbricht den vorherrschenden Eurozentrismus und stellt die berechtigte Frage, wie die Leistungen von Expeditionsleitern und ihren Begleitern zu bewerten sind. Was bleibt von Ruhm und Ehre übrig, wenn manch ein gefeierter Forschungsreisender

wenig mehr geleistet hat, als allseits bekannte Wege unter Führung eines indigenen Spezialisten nachzugehen? Ganz zu schweigen von den logistischen und auch wissenschaftlichen Arbeiten, die die Indigenen leisteten und auf die er sich stützen konnte.

Bis heute umstritten ist etwa die Rolle der Maya-Sklavin Malinche, die 1519 nach einem verlorenen Kampf als Zeichen der Ehrerbietung dem spanischen Konquistador Hernán Cortés übergeben wurde. Malinche, die dem indigenen Adel entstammte, wurde, außer zu seiner Geliebten, zur zentralen Übersetzerin und Kulturvermittlerin zwischen den spanischen Erober-

Rechts: Unter dem Namen Joachim Quäck lebte ein Mann aus dem Volk der Botokuden von 1817 bis 1834 in Neuwied. Foto: Wikimedia



Beitrag zum Niedergang der eigenen Kultur

Prof. Dr. Volker Matthies hat am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg sowie am Deutschen Übersee-Institut, dem heutigen GIGA, geforscht und gelehrt. Er veröffentlichte zur Friedens- und Konfliktforschung, war viele Jahre Redakteur des „Jahrbuchs Dritte Welt“ und ist Herausgeber zahlreicher historischer Reiseberichte. Das Grundkonzept zu seinem neuen Buch „Im Schatten der Entdecker“ entwickelte er bereits in den 1980er-Jahren, schrieb es dann aber erst nach dem Eintritt in den Ruhestand. Thomas Völkner hat ihn interviewt.

Herr Matthies, bei der Eroberung des amerikanischen Doppelkontinents rekrutierten die Europäer zahlreiche indigene Begleiter. Welche Faktoren kennzeichnen diese Zeit.

In diesem Entdeckungszeitalter dominierten Profit- und Raubgier, Eroberungsdrang, Ausbeutung, Zwangsarbeit und Genozid. Die europäischen Expeditionen namentlich in Lateinamerika lassen sich am besten als „exploration by warfare“ (Erforschung mittels Kriegsführung) bezeichnen. Als Beispiele hierfür können die Eroberungszüge der spanischen Konquistadoren in Mexiko (Hernán Cortés) und Peru (Francisco Pizarro) gelten.

Es fällt auf, dass Ihr Buch viele detailreiche Passagen zu indigenen Begleitern aus Asien und Afrika enthält aber relativ wenige in Bezug auf Lateinamerika ...

Für „prominente“ indigene Begleiter europäischer Expeditionen in Asien und Afrika insbesondere aus dem 19. Jahrhundert gibt es tatsächlich vergleichsweise viel Literatur- und Quellenmaterial. Da es sich bei den genannten Expeditionen nur um eine kleine exemplarische Auswahl handelt und ich kein Spezialist für die Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas bin, gibt es in der diesbezüglichen Forschung wahrscheinlich noch viele weitere indigene Begleiter zu entdecken.

Betrachtet man die Forschungsreisen vor dem Hintergrund von Macht und Kolonialisierung, drängen sich Fragen nach Schuld und Verantwortung auf ...

Im Hinblick auf mein Forschungsfeld geht es um die bis heute weitgehend ausgebliebene Anerkennung des großen Anteils indigener Begleiter an den europäischen „Entdeckungen“ und damit an der Formierung der europäisch dominierten modernen Weltkenntnis. Selbstverständlich haben Indigene dabei zum Niedergang ihrer eigenen Gesellschaften und Kulturen beigetragen. Ob sich die indigenen Begleiter seinerzeit jedoch der historischen Tragweite ihres Tuns bewusst waren, möchte ich eher bezweifeln.

ren und den Einheimischen, ohne deren Wissen und Hilfe sich Cortés in dem komplizierten Geflecht von Abhängigkeiten und Animositäten zwischen den verschiedenen Völkern im heutigen Mexiko und Honduras kaum zurechtgefunden hätte. In Spanien wird sie von einigen als Konquistadorin angesehen – eine seltsam anmutende Zuschreibung. In Mittelamerika gilt sie vielen als Verräterin.

Volker Matthies überrascht mit Geschichten, die zeigen, wie einige Indigene in immer neue Rollen schlüpfen und wie sich, zumindest in Einzelfällen, die Beziehungen zwischen zunächst sehr ungleichen Partnern entwickeln konnten. In gefährlichen Situationen verschwand die Hierarchie zwischen ihnen und sie wurden zu Schicksalsgenossen. Einige der indigenen Begleiter wurden zu Heilern oder Krankenpflegern ihrer Auftraggeber. Wieder andere eigneten sich wissenschaftliche Kenntnisse an und wurden von Kolonialeinrichtungen für bestimmte Aufgaben gezielt ausgebildet. In manchen Fällen durchliefen sie

mehrere Karrieren hintereinander: So begleitete ein Mann aus dem Volk der Botokuden im heutigen Brasilien, der mit dem lautmalerisch eingedeutschten Namen Joachim Quäck (ursprünglich: Nuguäck) angesprochen wurde, 1817 den Ethnologen und Naturforscher Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied bei dessen dreimonatiger Brasilienexpedition und versorgte den Deutschen dabei mit wertvollen Informationen. Später reiste er ins beschauliche Neuwied und arbeitete jahrelang als Kammerdiener des Adligen. Und es folgte eine weitere Wendung: Nachdem er 1834 gestorben war, gelangten Teile seines Skeletts in die anthropologische Sammlung der Universität Bonn, von wo zumindest der Schädel 2011 nach Brasilien zurückgeführt wurde.



Volker Matthies:
„Im Schatten der Entdecker“
Berlin: Ch. Links Verlag 2018
246 Seiten,
70 Abbildungen,
28 Euro, ISBN
978-3-86153-989-6

GASTKOMMENTAR VON ERWIN HELMER, KAB-DIÖZESANPRÄSES IN AUGSBURG

Orlando, der Lastenträger

Eine traumhafte, aber wahre Geschichte:

Es war einmal ... ein junger Venezolaner, Orlando, vom Stamm der Wayúu. Er brach mit 14 Jahren die Schule ab und arbeitete als Lastenträger in einem Großmarkt. Wie seine Freunde auch, so erlebte er nun bitterste Armut und wurde diskriminiert, umgeben von Drogen und Gewalt. Eines Tages lernte er einen Mitarbeiter des kirchlichen Hilfswerks Adveniat kennen, der ihn von jetzt an unterstützte. So bekam er Kontakt zur Christlichen Arbeiterjugend (Juventud Obrera Christiana – JOC), die ihm den Grundsatz beibrachte: „Du bist mehr wert als alles Gold der Erde, weil du ein Sohn Gottes bist!“

Orlando war fasziniert. Von da an organisierte er selbst Begegnungen und Treffen für die Lastenträger und sorgte dafür, dass sie durch Aktionen immer selbstbewusster wurden. Im Jahr 2016

wurde er zum Generalsekretär der Internationalen Christlichen Arbeiterjugend gewählt. Soweit die durch und durch wahre Geschichte.

Vom Lastenträger zum Generalsekretär: Orlando erzählte uns dieses, sein beeindruckendes Leben im Dezember in Augsburg. Und das besonders Schöne ist: Die Geschichte geht jetzt erst richtig los. Orlando kümmert sich nun weltweit um die Lage der ausgebeuteten Jugendlichen. Wie schön ist es, wenn Menschen ihre Aufgabe erkennen, wenn sie ihren Weg finden, wenn sie ihre Berufung – den Ruf Gottes – hören und ihr Leben von Grund auf ändern. Sich ändern ist möglich! Umkehren ist möglich! Solidarität ist möglich! Liebe ist möglich! Gottes Wege sind oft verschlungen. Meine Wege sind es auch. Aber mit Gott im Rücken, mit Ihm an der Seite, kann ich nicht falsch gehen.

All die „Lastenträger“ unserer Tage möchte ich ermuntern mit einem Satz von Franz Grillparzer: „Gott nimmt nicht die Lasten, sondern stärkt die Schultern.“



Weitere Informationen
finden Sie auf unserer Homepage:
→ www.adveniat.de

ADVENIAT AUF DEM DEUTSCHEN KATHOLIKENTAG IN MÜNSTER

Lateinamerika hautnah erleben

Prominente Gäste erwartet Adveniat in diesem Jahr anlässlich des 101. Deutschen Katholikentags, der vom 9. bis 13. Mai 2018 unter dem Motto „Suche Frieden“ in Münster stattfindet. Friedensnobelpreisträger und Präsident von Kolumbien, Juan Manuel Santos, ist eingeladen, über den Friedensprozess in Kolumbien zu sprechen. 2016 hat er nach vierjährigen Verhandlungen mit der Guerilla-Gruppe Farc einen Friedensvertrag unterzeichnet, der den jahrzehntelangen bewaffneten Konflikt in Kolumbien beenden sollte. Auf dem Podium zum Thema „Frieden und Versöhnung sind möglich!“ wird auch Adveniat-Hauptgeschäftsführer Pater Michael Heinz SVD mitdiskutieren.

Ein weiteres Podium widmet Adveniat dem Thema „Die Option für die Armen als Herausforderung für die ganze Kirche“ und erinnert damit an die General-

versammlung der lateinamerikanischen Bischöfe vor 50 Jahren in der kolumbianischen Stadt Medellín. Außer den Diskussionsveranstaltungen bietet Adveniat Workshops zu den Themen Jugend und Verantwortung, Basisbibelarbeit in Lateinamerika, Kirche und Sport sowie zur Frage der konkreten Umsetzung der Umweltenzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus an. Highlight wird das Weltmusik-Konzert mit der US-amerikanischen Sängerin Lila Downs: Die mexikanisch-stämmige Sängerin integriert Einflüsse indigener Musik aus den Kulturen der Mixteken, Zapoteken, Maya und Nahuatl in ihre Kompositionen, in denen sie verschiedene Stilrichtungen mischt.

Am Adveniat-Stand auf der Kirchenmeile bietet sich die Gelegenheit, mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Adveniat ins Gespräch zu kommen und mehr über Angebote und Projekte des Lateinamerika-Hilfswerkes zu erfahren. (nvb)

Das gesamte Programm online unter: www.katholikentag.de

ADVENIAT-PROJEKTPARTNER FÜRCHTET UM SEIN LEBEN

Pressefreiheit in Honduras akut bedroht



Links: Ismael Moreno Coto von Radio Progreso bei einer Demonstration. Foto: Radio Progreso

Nach der umstrittenen Präsidentschaftswahl im November 2017 versinkt Honduras immer weiter im Chaos. „Das Land ist gespalten“, sagt Adveniat-Projektpartner Ismael Moreno Coto von Radio Progreso im Interview mit Blickpunkt Lateinamerika. „Ich appelliere an die internationale Gemeinschaft, uns im Namen von Demokratie, Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit beim Bemühen um Neuwahlen zu unter-

stützen.“ Der Jesuit erhält ernstzunehmende Morddrohungen: „Ich mache Präsident Hernández persönlich dafür verantwortlich, sollte mir etwas zustoßen.“ Die Proteste gegen die Wiederwahl des amtierenden Staatschefs Juan Orlando Hernández von der konservativen Nationalpartei dauern an. Die Opposition sabotierte dessen Amtsantritt am 27. Januar mit einem Generalstreik. Insgesamt 30 Menschen kamen seit der Wahl Ende November bei gewaltsam niedergeschlagenen Protesten ums Leben, Hunderte wurden verletzt und inhaftiert, darunter auch zahlreiche Journalisten.

Morde, Drohungen und Verleumdungen

„Unsere Projektpartner von Radio Progreso, insbesondere Ismael Moreno Coto und sein achtköpfiges Redaktionsteam, sind in Lebensgefahr“, sagt Inés Klissenbauer, Honduras-Referentin beim Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. „Die Pressefreiheit in Honduras ist akut bedroht.“ Die Medienberichterstattung sei unter Präsident Hernández eingeschränkter denn je. „Wir sind sehr besorgt über die Morde, Drohungen und Verleumdungen von Aktivisten und Journalisten in Honduras“, betont Klissenbauer. Oppositionelle Journalisten wie Moreno Coto würden vom Staat überwacht, ihre Ausrüstung werde beschlagnahmt oder – wie im Fall von Radio Progreso – Übertragungsstationen sabotiert. „Pressefreiheit ist die Basis einer Demokratie. Wenn in Honduras nicht frei berichtet werden darf und Menschen wie Padre Moreno Coto ihre Meinung nicht frei äußern können, werden Menschenrechte verletzt“, betont die Mittelamerika-Expertin.

Adveniat unterstützt die Arbeit von Radio Progreso in diesem Jahr mit 20.000 Euro. Der Sender wird fast im ganzen Land empfangen und berichtet über sozialkritische Themen. Radio Progreso erhebt die Stimme für benachteiligte Bevölkerungsgruppen wie Indigene, Frauen, Migranten und Menschen, die unter ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen leiden. Zudem werden gesellschaftspolitische Analysen erstellt. Organisationen, die gegen Ausbeutung und illegale Landbesetzung Widerstand leisten, erhalten Rechtsberatung. (ck)



Beim letzten Katholikentag trat Flavia Coelho aus Rio de Janeiro auf dem Dach der Moritzbastei in Leipzig auf. Foto: Jürgen Escher

Linke Seite: Orlando Machado von JOC Venezuela im Armenviertel von Maracaibo, Venezuela. Foto: Marco Antonio Bello

„Die Guerilla ist
wie meine Familie.“

**Mario, 14 Jahre, seit vier Jahren Soldat
der ELN-Guerilla**

